

Michael Beleites

Erfrischender Naturgenuß

Begegnungen mit dem Werk Otto Kleinschmidts

Am Anfang war Kleinschmidts Singvogelbuch. Eine leinengebundene Auflage aus den zwanziger Jahren. Ein kostbares Buch meiner Kindertage, das von meinen Eltern besonders gehütet wurde. Mein Vater verehrte es, weil er es noch von seinem früh verstobenen Vater bekommen hatte. Meine Mutter liebte es, weil es mit ihrer Heimat zu tun hatte: mit dem Mansfelder Land. In Gerbstedt aufgewachsen, hat sie bereits zu ihrer Schulzeit im Hause Conradi von dem Dederstedter „Vogelpastor“ gehört.

Als ich gerade drei Jahre alt war, zogen wir aus dem Mansfeldischen weg, von Siersleben nach Trebnitz - an den Rand des Zeitz-Weißenfelser Braunkohlegebietes. Kleinschmidt hatte in seinem Singvogelbuch ein Foto aus dem Dederstedter Pfarrgarten abgebildet. Darauf sind mit Efeu überwucherte alte Bäume zu sehen, die Kleinschmidt als Lebensstätte verschiedenster Vogelarten pries, als „ein malerisches Stückchen Urwald im Kleinen“. Meine Mutter, die das gelesen hatte - und wohl auch irgendwie ein Stück Mansfelder Land in die neue Heimat des tristen Kohlereviere holen wollte -, pflanzte Efeu in den Trebnitzer Pfarrgarten. Sie pflanzte ihn direkt an einen alten und hohen, aber schon etwas kränkenden Gravensteiner Apfelbaum, der vor unserem Haus stand. Für die Vögel. Wie bei Kleinschmidt in Dederstedt. Langsam aber beständig wuchs der Efeu den Stamm hinauf und breitete sich über die Krone aus, bis schließlich nur noch wenige Apfelzweige den Efeu überragten. Die Vögel im Baum nahmen mit dem Ausmaß des Efeus zu. Sogar Waldkäuze richteten später hier ihren Schlafplatz ein.

An jenem Apfelbaum hing - direkt vor unserem Stubenfenster - ein Starkasten. Ein ganz alter Kasten aus einem ausgehöhlten Stück Stamm. Sein Einflugloch war allerdings für Stare sehr knapp bemessen. Seine Bewohner waren meist Feldsperlinge und manchmal Gartenrotschwänze. Stare kamen auch ab und an, doch sie konnten sich nur nach mehreren Versuchen und unter größten Anstrengungen in den Kasten hineinzwängen und ebenso umständlich wieder heraus. Und dann mußten sie erstmal ihr Gefieder wieder in Ordnung bringen.

Der Efeu hatte noch nicht die Höhe des Starkastens erreicht, geschweige denn ihn vollkommen überwuchert, wie dann in späteren Jahren. Ich war wohl sechs Jahre alt, ging jedenfalls noch nicht zur Schule. Es war irgendwann Ende April oder Anfang Mai. Frühmorgens gleich nach dem Aufstehen holte mich meine Mutter ans Stubenfenster. Hinter der Gardine sollte ich stehenbleiben, damit wir alles ungestört beobachten konnten. Der Stimme meiner Mutter war zu entnehmen, daß hier gerade etwas ganz und gar Außergewöhnliches, etwas Sensationelles im Gange war. Unter den Vögeln im Apfelbaum herrschte große Aufregung: Stare und

Gartenrotschwänze stritten sich heftigst um den Vogelkasten vorm Fenster. Uns wurde ein bemerkenswert ausdauernder Kampf vorgeführt. Beide Arten schienen zunächst gleiche Chancen zu haben. Die Stare waren zwar bei weitem kräftiger als die Rotschwänze - aber eben auch dicker. Und das war schließlich ihr Pech, denn der Kampf schien daran gemessen zu werden, wer am häufigsten in das Innere des Kastens gelangte.

Hinter der Gardine stehend, konnte ich die Vögel, die sich immer wieder auf den Zweigen vorm Fenster in Position brachten, aus nächster Nähe betrachten. Und ich war überwältigt von ihrer Schönheit! Das grün und violett schillernde Gefieder der Stare - auf der Spitze jeder Feder ein weißer Tupfen. (Im Englischen heißen diese Vögel ja wohl deshalb Starling, also „Sternling“.) Dazu die im Frühling leuchtend gelben Schnäbel und roten Füße der Stare. Noch mehr fasziniert war ich von der Farbenpracht des Gartenrotschwanz-Männchens: Der starke Kontrast der tief roten Brust, der schwarzen Kehle und der leuchtend weißen Stirn gegenüber den sanften Farbübergängen von dem blaugrauen Scheitel über den graubraunen Rücken und den rotbraunen Bürzel bis hin zu dem roten Schwanz. Die wunderbare Farbkombination dieses zierlichen Vogels vor dem Hintergrund des frischen Blattgrüns erfüllte mich mit einer grenzenlosen Begeisterung. Das war mein Schlüsselerlebnis. Von diesem Moment an wurde ich „Ornithologe“ - ich interessierte mich zunehmend für die Vogelwelt und für die Natur überhaupt.

Von meinem elften Lebensjahr an half ich dem Luckenauer Vogelbinger Herbert Gehlhaar bei Vogelfang und -beringung. Er war für mich ein großartiger Lehrer für Vogelkunde und Naturschutzfragen, vor allem vermittelte er mir auch die Kenntnis der Vogelstimmen. Und dafür bin ich ihm besonders dankbar, denn das bedeutet ja nicht nur, Gesänge unterscheiden zu können, sondern auch bestimmte Stimmungen in der Natur unmittelbar wahrnehmen zu können. Immer wenn ich allein einen mir noch unbekanntem Vogel gehört hatte, und die Vogelstimmen-Schallplatten meiner Eltern nicht weiterhalfen, schlug ich bei Kleinschmidt nach. In seinem Singvogelbuch fand sich bei jeder Art eine Rubrik „Gesang“ - z. B. „Zissississ, zier zi zi“ bei der Gebirgsstelze.

Nach der zehnten Klasse lernte ich an den Naturkundemuseen in Gera und Berlin den Beruf des Zoologischen Präparators - und blieb damit auch der Vogelkunde treu. Mein Geraer Lehrmeister, der Präparator Klaus Hartwig, hatte einen Bruder der ebenfalls Präparator war und zwar in Bonn am Alexander König Museum. Irgendwann durfte er einmal zu einem Besuch seines Bruders nach Bonn fahren. Dort hatte man ihm im Museum die ornithologische Balgsammlung Otto Kleinschmidts gezeigt. Immer wenn wir in Gera Vogelbälge für die wissenschaftliche Sammlung zu präparieren hatten, erzählte er von den Kleinschmidt-Bälgen in Bonn. Sie seien - präparatorisch gesehen - die besten, die er je gesehen hatte. Obwohl nur für die Schubfächer der Sammlungsschränke präpariert, seien sie in ihrem Gefieder bei weitem ansehnlicher als die meisten Ausstellungspräparate der Museen hergestellt. Der Name Kleinschmidt wurde nun für mich zu einer Art Leitbild für anspruchsvolle Präparation.

Mein Engagement in der kirchlichen Umweltbewegung führte mich ab 1982 wiederholt zum Kirchlichen Forschungsheim in Wittenberg. Hier war damals noch der zweite Teil von Kleinschmidts ornithologischer Balgsammlung untergebracht. Ich staunte über die bemerkenswerte Qualität der Kleinschmidtschen Präparate, die ich nun zum ersten Mal selbst vor Augen hatte. Beim Anblick von Originalen der genialen detailgetreuen Vogelaquarelle aus Kleinschmidts Hand erfaßte mich nicht nur wieder die gleiche Begeisterung über die Formen- und Farbkompositionen der Natur, wie damals bei der Beobachtung der Stare und Gartenrotschwänze auf dem Trebnitzer Apfelbaum. Mich erfaßte jetzt auch eine große Bewunderung und Achtung gegenüber dem Künstler Otto Kleinschmidt. Ein Künstler, der die natürliche Gestalt der Vögel so überzeugend und unverfälscht zu Papier zu bringen konnte, daß sich auch bei der Betrachtung seiner Bilder ein Gefühl der Ehrfurcht vor der Natur einstellen konnte, wie es sonst nur bei unmittelbarer Naturanschauung möglich war.

Vielleicht war es auch das frühe ehrfürchtige Staunen vor dem schillernden Sternengewand der Stare und dem weiß-schwarz-roten Prachtkleid des Gartenrotschwanzes, das später bei Biologie-Unterricht und Abstammungslehre-Vorlesungen am Berliner Naturkundemuseum Skepsis in mir weckten. Als dort nämlich die Formen der Natur sämtlich als Ergebnis von zweckgebundener Selektion zufälliger Variationen erklärt wurden, stiegen Zweifel in mir auf. Alle sogenannten „Beweise“ der uns gelehrten Evolutionstheorie erschienen mir wenig plausibel, freilich ohne daß ich dem hätte irgendwelche anderen Erklärungsversuche entgegenhalten können.

Noch während meiner Präparatorenausbildung war mir beim Präparieren eines Fasans aufgefallen, daß es zwischen benachbarten Federn immer nur geringe Unterschiede gibt, selbst da, wo sich - wie am Hals des Fasans - die schärfsten Kontraste auf dem Gefieder abbilden. Die überall allmählichen Übergänge der Feder-Färbungsmuster konnte man in einer Linie vom Kopf bis zum Schwanz oder auch in sich beliebig verzweigenden Linien über Schultern und Flügel oder über Brust und Bauchseiten verfolgen. Ich hatte damals noch keine Gesprächspartner zu evolutionstheoretischen Themen - aber in einem Anflug von jugendlichem Philosophieren klebte ich an die Wand meines Trebnitzer Zimmers einen Stammbaum aus Fasanenfedern. Die kleinsten Kopffedern bildeten den Wurzelansatz, die Halsfedern den Stamm und dann verzweigten sie sich bis ganz oben die großen Federn von Schwanz und Flügeln die Krone abschlossen.

Damit wollte ich nicht die Evolutionstheorie negieren. Ich wollte nur sagen: Wenn man das Denkmuster des Stammbaums einmal im Kopf hat, kann man alles mögliche zu einem Stammbaum zusammenpuzzeln. Und: Ähnlichkeit allein ist kein zwingendes Indiz für Abstammung. Genauso wenig wie die Federn eines Fasans voneinander oder von wenigen oder gar einer gemeinsamen Vorfahren-Feder abstammen, läßt sich die Abstammungslehre dadurch beweisen, daß man mit rezenten und fossilen Tieren einen Stammbaum konstruieren kann. Aber wie gesagt - ich hatte damals niemanden mit dem ich das hätte weiter diskutieren können. Erst mehr als zehn Jahre später sollte ich daran wieder anknüpfen.

Zunächst war ich als Angehöriger der oppositionellen Friedens- und Umweltbewegung so stark in politisch konflikträchtige Themen einbezogen, daß für die Beschäftigung mit ornithologischen und evolutionstheoretischen Fragen keine Zeit mehr blieb. Im Jahr 1988 hatte das Kirchliche Forschungsheim in Wittenberg die von mir erarbeitete Dokumentation „Pechblende“ herausgegeben, die erstmals die ökologischen und gesundheitlichen Folgen des Uranbergbaus der Wismut öffentlich machte. Bis dahin war das Wismut-Thema ein absolutes Tabu - und dementsprechend reagierte die Staatssicherheit mit „umfangreichen Offensivmaßnahmen“. Als mir dann zur Zeit der schlimmsten Stasi-Verfolgung sogar offen mit Stasi-angeleiteten Schlägertrupps gedroht wurde, entschloß sich Hans-Peter Gensichen, der Leiter des Wittenberger Forschungsheims, mich für die Erstellung einer Zweitaufgabe der Dokumentation für einige Monate beim Forschungsheim anzustellen. Der Status eines „kirchlichen Mitarbeiters“ bedeutete damals einen gewissen Schutz vor staatlichen Übergriffen.

Möglich geworden war meine zeitweilige Anstellung, weil das Kirchliche Forschungsheim die dort noch befindlichen Vogelbälge aus Kleinschmidts Sammlung einige Zeit vorher an das Museum für Tierkunde in Dresden verkauft hatte und damit außerplanmäßig etwas Geld hereingekommen war. Daraus hatte man ein „Otto-Kleinschmidt-Stipendium“ eingerichtet. Daß ich 1988/89 vor dem Schlimmsten bewahrt blieb, verdanke ich wahrscheinlich der Tatsache, daß ich zu dieser Zeit „Otto-Kleinschmidt-Stipendiat“ der Evangelischen Kirche war. Auf diese Weise fand der Name Otto Kleinschmidt auch Eingang in die Akten der Stasi.

Zum Glück war nach Ablauf meines Otto-Kleinschmidt-Stipendiums der Zusammenbruch der DDR und der Mauerfall nicht mehr weit. Als mir in den folgenden Jahren bei einem nun möglichen Besuch im West-Berliner Zoo australische Eulenarten aufgefallen waren, die man anhand ihrer Gestalt bestimmten europäischen Eulenarten zuordnen könnte, erinnerte ich mich: In Wittenberg hatte ich Anfang der achtziger Jahre von Hans-Peter Gensichen gehört, daß Kleinschmidt eine tiergeographische Theorie aufgestellt hatte, die „Formenkreislehre“ hieß. Ich wußte bis dahin, etwa 1992/93, überhaupt noch nichts näheres darüber. Eigentlich war mir spätestens seitdem ich Kleinschmidt-Stipendiat war, sehr daran gelegen, Kleinschmidts Formenkreislehre kennenzulernen. Die Kanincheneulen im Berliner Zoo waren nun der letzte Anstoß: Jetzt wollte ich Kleinschmidts theoretische Arbeiten lesen.

Der Kleinschmidt-Kenner und Kustos am Dresdner Tierkundemuseum, Siegfried Eck, lieh mir Kleinschmidts Buch „Die Formenkreislehre“ von 1926 aus. Was ich in diesem Buch fand, war nicht nur eine tiergeographische Theorie, sondern auch eine eigene Evolutionstheorie. Seine Tiergeographie, die sich geographisch vertretende Formen (Rassen) einer Verwandtschaftsgruppe zu jeweils einer Art - bzw. wie Kleinschmidt sagte, zu einem „Formenkreis“ - zusammenfaßte, verknüpfte er mit einer eigenen Evolutionsauffassung: Solche Formenkreise seien im Normalfall auf jeweils eigene Vorfahren bzw. Urformen zurückzuführen. Ich besorgte mir dann in Wittenberg die von Kleinschmidt herausgegebenen Schriften „Berajah“ und „Falco“ - und war beeindruckt von der bis heute unumstößlichen Plausibilität vieler

evolutionskritischer Argumente. In dem Berajah-Heft über Kleinschmidts Lieblingsvogel, den Wanderfalken, fand ich schließlich dieselbe Art-Feder-Analogie und dieselben Gedanken dazu, die ich als zwanzigjähriger anhand der Fasanenfedern entwickelt hatte.

Kleinschmidts Theorie ging durchaus von einer Evolution im Sinne einer weitreichenden Wandlung der Organismen aus, er bezweifelte aber, daß die Vielzahl der Arten allein auf dem Wege von „Artaufspaltungen“ zustande gekommen sei, wie es die gängige Stammbaumtheorie behauptet. Auf welche Weise die Arten dann entstanden sein könnten, wußte Kleinschmidt freilich auch nicht. Aber was sich vor Millionen von Jahren genau abgespielt hat, weiß niemand. Die Stammbaumtheorie fand schließlich nicht deswegen unter Biologen weithin Anerkennung, weil sie eine plausible Erklärung oder gar Beweise vorbringen könnte, sondern deswegen, weil sie von allen unzulänglichen Erklärungsversuchen als der beste erscheint. Die Fixierung mehrerer Generationen von Biologen auf Darwins Frage nach der „Entstehung der Arten“ - die aus Kleinschmidts Sicht unbeantwortbar ist -, verlieh solchen spekulativen Erklärungsversuchen ein übergroßes Gewicht.

Als ich 1996 für das Kirchliche Forschungsheim in Wittenberg die Ausstellung über den Begründer des Forschungsheims „Otto Kleinschmidt - Künstler, Naturforscher, Theologe“ erarbeitete, machte ich seine evolutionstheoretischen Überlegungen zu einem zentralen Punkt. Schneller als ich es ahnte, wurde ich in eine Art Ideologienstreit verwickelt. Irgendwann wurde mir bewußt, daß - aus meiner Sicht - auch Kleinschmidt einen Schritt zu weit gegangen war. Als ich ein überaus verhängnisvolles Grundprinzip der Evolutionswissenschaft wahrnahm, wurde mir klar, daß auch Kleinschmidt danach gehandelt hatte - und hier in die Falle gelaufen war: Es herrscht unter Evolutionsbiologen der Grundsatz, daß der Skeptiker verpflichtet sei, eine bessere Theorie vorzuweisen als die kritisierte. Da auch Kleinschmidt es nicht bei seiner hervorragend begründeten Skepsis beließ, sondern sogleich eine Gegentheorie entwarf - die ebensowenig beweisbar ist und noch weniger zu Verallgemeinerungen taugt als die von ihm angegriffene Theorie - hat man den zentralen Aspekt von Kleinschmidts Formenkreislehre zurecht relativiert. Das Verhängnisvolle dabei ist, daß damit - teils „automatisch“, teils vorsätzlich - zugleich Kleinschmidts berechnete und bis heute höchst plausible Skepsis gegenüber der Selektionstheorie ebenfalls diskreditiert wurde.

Es muß erlaubt sein, eine Theorie infrage zu stellen, ohne gleichzeitig eine neue aufzustellen. Warum sollten wir nicht zugeben, daß wir es nicht wissen, warum und auf welchem Wege der Star sein im Mai schillerndes Sternenkleid mit seinem gelben Schnabel und seinen roten Füßen bekommen hat - und beim Gartenrotschwanz das Weiß, Schwarz, Rot und Graubraun gerade in dieser Weise über den Körper verteilt worden ist? Vielleicht ist ein ehrfurchtsvolles Staunen gegenüber der Natur auch angebrachter, als abstrakte Theorien, in denen sich Zufall und Zwangsläufigkeit immer wieder gegenseitig erklären müssen? Die Achtung vor der Natur ist aber nicht nur eine Frage der Evolutionstheorie. Wichtiger ist wohl, in welcher Weise Kinder mit der Natur vertraut werden.

Für viele Kinder ist es der erste Kontakt mit der Natur, wenn sie durch die Fensterscheiben am Futterhaus Meisen, Finken und Sperlinge - also wilde Vögel - aus relativer Nähe beobachten können. Die Vögel brauchen nicht unbedingt die Futterhäuschen. Aber die Menschen brauchen sie! Es mag sein, daß es genug Stare gibt. Aber ein Starkasten auf einem Baum gegenüber dem Fenster - das sollte man seinen Kindern nicht vorenthalten!

Der über neunzigjährige Adolf Kleinschmidt, der älteste Sohn Otto Kleinschmidts, erzählte mir folgendes aus seinen Kindertagen: In einem Nistkasten auf dem Baum vorm Kinderzimmerfenster brüteten Feldsperlinge. Auf den Dächern des Wirtschaftsgebäudes tummelten sich Haussperlinge. Um den Kleinen die Unterscheidung der beiden Sperlingsarten beizubringen, malte der Vater Kleinschmidt zwei Bilder. Eins von Haussperlingen und eins von den Feldsperlingen auf dem Nistkasten. Ein Freund Kleinschmidts, der Lehrbuchautor Otto Schmeil, sah bei einem Besuch die Bilder und war begeistert von deren Qualität. Er empfahl Otto Kleinschmidt, ein Singvogelbuch zu schreiben und es selbst zu illustrieren. Mit eigenen Bildern. Auf diese Weise - durch den einfachen Naturkundeunterricht mit seinen Kindern inspiriert - entstand das seit 85 Jahren populäre Singvogelbuch Otto Kleinschmidts.

Mit seinem Singvogelbuch wollte Kleinschmidt - wie er auf dessen letzten Seite schrieb - schließlich auch „dazu helfen und anleiten, leere Erholungsstunden zu erfüllen mit erfrischendem Naturgenuß, der immerhin ein wenig dazu beitragen kann, die Seele herauszuheben aus den Sorgen der Gegenwart und der ungesunden pessimistischen Stimmung, für die eigentümlicherweise so viele Tierfreunde eine besondere Schwäche haben.“

